

Christoph Andreas Marx

Das Geheimnis des unendlichen Raums

Ein Kopernikus-Roman



HERDER

Christoph Andreas Marx

Das Geheimnis des unendlichen Raums

Ein Kopernikus-Roman



Impressum

Titel der Originalausgabe: Das Geheimnis des unendlichen
Raums. Ein Kopernikus-Roman

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2015

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Christian Langohr, Freiburg

E-Book-Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
Leipzig

ISBN (E-Book): 978-3-451-81001-5

ISBN (Buch): 978-3-451-06860-7

GELEITWORT

DER ROMAN SPIELT im Jahr 1543 und verbindet zwei Geschichten zu einer Geschichte. Da stirbt zum einen Nikolaus Kopernikus, während sein revolutionäres Buch *De revolutionibus orbium coelestium* erscheint, nach dem die Sonne unbewegt ist, die Erde aber im Kreis um die Sonne läuft. Seit Jahrtausenden haben alle Menschen umgekehrt gedacht, die klügsten Leute eingeschlossen. Und dann die andere Geschichte, der Mord an dem Buchdrucker Siegfried Zell, der auf mysteriöse Weise ums Leben kommt.

Aber was hat Kopernikus in Frauenburg an der Ostsee mit dem Buchdrucker aus der Werkstatt des Petreius in Nürnberg zu tun, der dabei ist, sein großes Werk zu drucken? Nichts, könnte man sagen. Kopernikus war ein frommer Domherr, der jeden Tag am gleichen Altar die Heilige Messe gefeiert hat. Auch die späteren Förderer der Wissenschaft wie Kepler, Galilei oder Newton waren keine gottlosen Männer.

Nein, hier mordet kein Astronom. Aber es mordet ein neues Weltbild, es mordet der Nihilismus. Wer davon ausgehen muss, dass wir „nur winzige, ahnungslose Schatten in einem unvorstellbaren, unendlichen Raum sind“, der mag sich in der Welt verloren fühlen, für den mag nichts mehr einen Sinn haben, für den „ist alles nur

ein Spiel“. Und in dieser sinnlosen Welt ist auch der Mord nur noch eine Variante der Spiellust.

Jene wegweisenden Astronomen des 16. und 17. Jahrhunderts waren keine Anhänger des Nihilismus, aber sie förderten ihn tatkräftig. Nihilismus entsteht durch den Willen zum Überblick über die Natur. Und der erste, der den Überblick versprach und auch etwas Überblick erreichte, war der Domherr aus Frauenburg, indem er sich in Gedanken über Sonne, Mond und Sterne stellte. Den noch viel größeren Überblick sollte dann Newton im Jahr 1686 mit der Formulierung seiner drei Gesetze über die Schwerkraft versprechen. Lange Zeit sah es so aus, als ob die Weltformel gefunden wäre, nach der alle Bewegungen in der Natur ablaufen – und zwar kausal, mechanisch, determiniert und in voller Notwendigkeit. Der Mensch wurde damit zum bloßen Produkt einer blinden Natur.

Das, was Kopernikus damals angestoßen hat, macht dieser Roman in vielfältiger Weise deutlich. Vor der historischen Kulisse von Nürnberg zeigt er die Herausforderung des neuen Weltbildes für das Denken und Fühlen und besonders für das religiöse Selbstverständnis der Menschen dieser Zeit mit großer Eindringlichkeit.

Doch blieb der Traum von der Weltformel nicht dauerhaft: Er war mit einem Schlag im Jahr 1900 zu Ende, als Max Planck in Berlin das Quantum entdeckte und den kopernikanischen Überblick wesentlich einschränkte. Die

Wissenschaft hatte triumphale Siege gefeiert, aber mit der Quantentheorie ist sie wieder bescheiden geworden, sie ist aus ihrem Traum vom vollen Überblick erwacht. Nicht mehr allein die Notwendigkeit herrscht in der Natur, sondern der Zufall *und* die Notwendigkeit. Nachdem Einstein im 20. Jahrhundert endgültig seinen Kampf gegen den würfelnden Gott verloren hatte, war die Freiheit wieder denkbar geworden und mit ihr das echte Geschöpf und der echte Schöpfergott.

Von all dem sind die Protagonisten des Jahres 1543 freilich weit entfernt. Sie erfahren das Vermächtnis des Kopernikus noch in seiner ganzen Unmittelbarkeit und Bedeutung für ihr Selbst- und Weltverständnis.

Prof. Dr. Dr. Dieter Hattrup, Paderborn

PROLOG

Frauenburg, November 1542

EIN TRAUM HATTE IHN durch endlose Räume geführt. Vorbei an immer gleichen fremdartigen Erscheinungen, hoffnungslos verloren in allem, was er sah. Und es gab nur einen Weg, dem zu entkommen. Er musste aufwachen.

Etwas half ihm an die Oberfläche. Als er seine Augen einen Spalt breit öffnete, war da ein schwacher Lichtschein.

Nur langsam kam die Erinnerung zurück. Sie schwankte noch zwischen den letzten Eindrücken des Traums und dem wiederkehrenden Wissen darum, dass er nun in die Wirklichkeit zurückkehren sollte. Noch war ihm nicht klar, wo er sich befand. Dann spürte er die Lehne eines behaglichen Stuhls in seinem Rücken.

Er war also wach. Und es fiel ihm wieder ein: In der Nacht hatte er sich an das Fenster des Turms gesetzt, zu den Sternen geschaut und nachgedacht. Dann musste er eingeschlafen sein. Nun wusste er nicht, ob er sich erheben, zum Bett gehen oder einfach im Lehnstuhl sitzen bleiben sollte. Er fühlte sich schlaftrunken und träge, als die ersten schwachen Sonnenstrahlen durch das

Turmfenster eindringen. Fast schienen sie ihm über die Wange zu streichen. Doch spürte er sie nur auf der linken Seite. Das war ungewöhnlich, und so öffnete er die Augen ganz. Nur ein schwacher Schein war dort am Horizont. Es musste sehr früh sein. Die Tiere waren noch stumm.

Schon konnte er sich nicht mehr genau an den Traum erinnern. Nur an das Gefühl, immer wieder das Gleiche zu tun, ohne Hoffnung, sich jemals befreien zu können, immer wieder zurückgeworfen von einer unbekannten Kraft.

Doch dem war er nun entkommen. Die Wirklichkeit hatte eine besänftigende Wirkung. Alles war geordnet, alles an seinem Platz: der Stuhl, das Gemäuer des Turms und er selbst im Mittelpunkt dessen, was ihn umgab. Seltsam, dachte er, wir Menschen brauchen wohl diese Gewissheiten.

Dann begann sein Kopf zu schmerzen. Und er stellte fest, dass sich der rechte Arm schwer anfühlte. Mit dem Alter kam so etwas vor. Fröhlich morgens brauchte der Körper Zeit. Aber diese Schmerzen. Er wollte die rechte Hand zum Kopf führen, doch es geschah nichts. Mehr als das aufdringliche Pochen in seinem Schädel verwunderte ihn, dass sein Körper diese Bewegung nicht ausführte. So ist es manchmal, dachte er. Nur eine morgendliche Schwäche.

Auch beim nächsten Versuch geschah nichts. Sein Wille erreichte nicht mehr den Arm, nicht die Hand, nicht die Finger. Verwirrt blickte er an sich hinab.

Ein Schreck durchfuhr ihn. Er versuchte nach dem Gehilfen zu rufen, der in einer Kammer am Wehrgang schlief und ihn hören musste. Doch es gelang ihm nicht, klare Worte von sich zu geben. Nur ein unbestimmtes Gurgeln hallte durch den Raum. Einer bösen Ahnung folgend, versuchte er mit der linken Hand seinen rechten Arm zu greifen. Als es ihm schließlich gelang zuzupacken, konnte er dort nichts fühlen. Er schlug auf den Ellenbogen, erst vorsichtig, dann stärker, aber er spürte nichts. Immerhin, die linke Hand folgte seinem Willen noch. Er führte sie zum Gesicht und spürte die Berührung auf seiner linken Wange. Die rechte Wange schien dagegen wie tot. Und da verstand er, was mit ihm geschehen sein musste.

Eine Sekunde lang glaubte er sich wieder im Schlaf. Oft hatte er von aussichtslosen Situationen geträumt, war ohne Hoffnung gewesen. Aber die Rückkehr in die Wirklichkeit hatte ihn noch immer gerettet. Konnte das, was er soeben erlebte, nicht auch ein Traum sein?

Als er sich aufzurichten versuchte, war sein rechtes Bein nicht in der Lage, den Körper zu halten. Er verlor das Gleichgewicht, sackte in sich zusammen und fiel auf den Steinboden. Sein Gesicht spürte von dem Aufschlag nichts. Er wollte noch einmal um Hilfe rufen, aber wieder gelang ihm kein klares Wort.

Nun verstand er endgültig, in welcher Lage er sich befand. Mit einem Schrei versuchte er, all sein Entsetzen

von sich zu werfen. Aber nicht einmal das gelang ihm.

Als die Stadt in Sichtweite gekommen war, hatte der Kapitän zwei Segel einholen lassen. Das Schiff wurde langsamer und glitt leise durch das Wasser. In der Ferne konnte Alanus bereits die Stadtmauer und die Umrisse des Doms erkennen. Tolosani war aus der Kajüte gekommen, wankte unsicher über das Deck und blickte ebenfalls zur Küste. Es fiel dem Alten schwer, seine Augen an die Helligkeit zu gewöhnen. Er hatte die Nacht und den Morgen durchgeschlafen. Seine braune Kutte flatterte im Wind. Es schien, als würde er heute stärker hinken als sonst. Nur wenig an ihm erinnerte an die sonst so würdige Gestalt eines einflussreichen Geistlichen.

„Sind wir bald da?“, rief er Alanus zu.

Der schüttelte den Kopf. „Es geht jetzt langsamer voran.“

Beide schauten zur Küste. Die Stadt lag unmittelbar am Haff. Fast konnte man meinen, das Wasser würde sie jeden Augenblick überfluten. Doch etwas entfernt vom Ufer ragte die Mauer empor. Ein Bollwerk gegen die Gezeiten. Dahinter sah man mehrere Baumreihen, dann erst die Häuser. Über all dem erhob sich der Dom, ein langgestreckter Backsteinbau mit einem Dachreiter in der Mitte und zwei schlanken Türmen an den kurzen Seiten.

Als sie sich der Stadt so weit genähert hatten, dass Alanus die Menschen am Landungssteg wie kleine Striche

erkennen konnte, ließ der Kapitän auch die Segel des letzten Mastens einholen und befahl den Ruderknechten, mit ihrer Arbeit zu beginnen.

„Nie im Leben hätte ich geglaubt, einmal nach Frauenburg zu reisen!“, rief Tolosani. „Und schon gar nicht auf diesem Wege und zu dieser Jahreszeit! Es ist kalt!“

Er kreuzte die Arme vor der Brust und versuchte, sich vor dem Fahrtwind zu schützen. Alanus lächelte. Es gab keinen Grund zu klagen. Sie hatten alle Sandbänke und Riffs gut umfahren, waren nicht überfallen und ausgeplündert worden, und es hatte auch kein Unwetter gegeben. Selbst das Klima war für die Jahreszeit sehr mild.

„Wir haben es gleich geschafft“, versuchte er Tolosani zu beruhigen und beobachtete, wie sich die Novembersonne in den unzähligen kleinen Wellen spiegelte. Ihre Strahlen waren so stark, dass man glauben konnte, an einem wundervollen Herbsttag unterwegs zu sein.

Inzwischen hatten sie sich einigen Schiffen genähert, die außerhalb des Hafens lagen. Ihre Masten und Segel versperrten die Sicht auf die Stadt. Auch Fischerboote lagen hier vor Anker. Der Navigator hatte alle Mühe, sie rechtzeitig zu bemerken. Dann war die Landungsbrücke wieder zu sehen, und die Ruderknechte stellten ihre Arbeit ein. Lautlos und gemächlich näherte sich das große Schiff. Nun konnte Alanus die Menschen am Hafen schon

deutlicher erkennen. Einige winkten und riefen den Bootsleuten in fremder Sprache etwas zu.

Bald glitt der Bug des Schiffes unendlich langsam an den äußeren Balken der Brücke entlang. Taue wurden geworfen, Hafenarbeiter zurrten sie an den Pollern fest. Trotz allem spürte Alanus einen gewaltigen Ruck. Das Schiff zerrte weiter, bis es auch vom dritten und vierten Tau gehalten wurde.

Der Kapitän ging als Erster von Bord und kniete am Boden nieder. Während er das Dankgebet sprach, waren auch die Männer an Deck still und hielten die Hände gefaltet. Tolosani sprach für die Männer das Vaterunser und erteilte ihnen den Segen. Dann begann an Bord und auf dem Landungssteg ein ohrenbetäubendes Lärmen. Die Bootsleute waren Wochen unterwegs gewesen. Nun wurden sie von Frauen und Kindern freudig begrüßt. Das machte es den Hafenarbeitern schwer, zwischen all den aufgeregten Menschen mit dem Löschen der Ladung zu beginnen.

Auch die beiden Mönche hatten inzwischen das Schiff verlassen. Tolosani bat Alanus, nicht zu schnell zu gehen. Sie mussten sich durch die Menge drängen, bis sie die gut 20 Fuß hohe Stadtmauer erreichten. Am Schiffertor wurden sie von den Wächtern nicht aufgehalten. Alanus drehte sich noch einmal um und schaute hinaus aufs Meer. Sie hatten ihr Ziel erreicht, die gefährliche Reise hinter

sich. Doch was jetzt auf sie zukam, würde nicht weniger schwierig sein.

Das Hospiz zum Heiligen Geist erwies sich als ein langgezogenes, zweistöckiges Fachwerkgebäude mit einem kleinen Glockenturm auf dem Dach. Der Pater erwartete sie bereits und führte sie zu zwei Zellen, die nur mit Tisch, Stuhl und Bett ausgestattet waren. Dort ließen sie die Leinensäcke zurück, in denen sich ihre wenige Habe befand, und machten sich dann auf den Weg zur Kapelle, die der heiligen Anna geweiht war. Während Tolosani sich dort vom Pater den Weg zur Domburg und zum Bischofspalast erklären ließ, betrachtete Alanus in der Apsis eine Wandmalerei, die offenbar das Jüngste Gericht darstellte. Auf der einen Seite war ein Engel zu sehen. Mit der rechten Hand hielt er die Waage des Gerichts, in deren Schalen sich Menschen befanden. Mit der Linken das Schwert der Gerechtigkeit. Etwas abseits davon war ein aufrecht stehender, geflügelter Greif abgebildet, vielleicht der Teufel, der einen Menschen festhielt. Das Bild sollte eine Warnung sein, den Weg Gottes nicht zu verlassen.

Alanus betrachtete dieses schlichte, eindringliche Bild noch immer, als Tolosani ihn an der Kutte zog und aufforderte, ihm zu folgen. Sie verließen das Hospiz.

Die Gasse führte an zweistöckigen Steinhäusern entlang. Die Menschen, die ihnen hier begegneten, waren gut

gekleidet und machten einen wohlhabenden Eindruck. Frauenburg lebte vom Handel, das wusste Alanus. Und offenbar ging es den Menschen damit leidlich gut. Nirgendwo sah er Bettler, und es war auch nicht üblich, das Vieh auf der Straße zu halten.

Der Bereich, in dem sich Kathedrale, Kurie und Kloster befanden, war von einer mächtigen Mauer umgeben, so hoch wie zwei Stockwerke eines Hauses. Sie wurde alle 100 Schritt von vierstöckigen Rundtürmen verstärkt. Dieses Bollwerk war wohl kaum einzunehmen. Tolosani hatte einst erzählt, dass es vor 20 Jahren im Krieg zwischen den Ordensrittern und Polen einer Belagerung standgehalten habe. Nun konnte Alanus sich das gut vorstellen.

Sie gelangten zu einem großen Tor, wurden von den Wachen nach ihrem Ansinnen gefragt und schließlich durchgelassen. Wenige Schritte später standen beide in einem großen Innenhof und blickten direkt auf die Südseite des Doms. Tolosani ließ Alanus, der sich längst über die wiedergewonnene Energie des Alten wunderte, keine Zeit. Sie wandten sich nach rechts und liefen auf einen imposanten, dreistöckigen Palast zu, in dem Tolosani die Kurie vermutete. Kräftig schlug er gegen die Pforte. Ein Mönch öffnete und schaute ihn verwundert an.

„Gott zum Gruße“, begann Tolosani. „Wir sind von weit her gekommen und möchten den Domherrn sprechen.“

Der junge Mann in der Tür hatte ihn wohl verstanden, überlegte aber, was er sagen durfte.

„Es ist nicht möglich, den Domherrn zu sprechen.“

„Wir sind Abgesandte der Inquisition“, ergänzte Alanus eindringlich.

„Ich weiß“, bekam er zur Antwort. „Ihr seid angemeldet und wurdet erwartet, aber in der Nacht ist etwas geschehen.“ Er zögerte, bevor er weitersprach. „Es ist in der Nacht ein Unglück eingetreten. Der Domherr, er hat einen Schlag erlitten.“

„Einen Schlag?“, Tolosani sah den jungen Mönch fragend an. „Ist er überfallen worden?“

„Nein, den Domherrn Kopernikus hat der Schlag getroffen. Er ist gelähmt und verwirrt. Er kann nicht mehr sprechen.“

Tolosani war wie vor den Kopf geschlagen.

„Wo finden wir Euren Herrn?“

„Im Turm“, antwortete der junge Mönch. „Gegenüber dem Westportal der Kathedrale.“

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren drehte sich Tolosani um. Alanus folgte ihm. Wieder liefen sie die Südfassade der Kathedrale entlang, zur Linken das große Tor, durch das sie Einlass gefunden hatten. Alanus konnte Tolosanis Enttäuschung deutlich spüren. Gemeinsam waren sie viele Monate an die Küste der Ostsee gereist und noch einmal zwei Wochen auf See gewesen. Alanus hatte den Auftrag

nicht annehmen wollen, doch Tolosani war nicht gewillt, ohne einen geeigneten Begleiter aufzubrechen, und hatte ihn letztlich dazu gezwungen mitzukommen. Dem Alten war es nicht schwer gefallen, ihm die Bedeutung ihres Auftrags klarzumachen. Es gehe um Dinge, die die Welt für immer aus den Angeln heben würden. Alanus war bald klar geworden, dass die Inquisition diese Zusammenhänge richtig einschätzte. Nun hatten sie nach all den Strapazen das Ziel ihrer Reise erreicht, und es war ungewiss, ob sie überhaupt etwas ausrichten konnten.

„Ich will mit eigenen Augen sehen, was mit Kopernikus geschehen ist“, sagte Tolosani, als sie die Westfassade der Kathedrale erreicht hatten. An der Stadtmauer war eine große Menschenmenge versammelt, die auf Einlass in den Turm wartete. Als Alanus und Tolosani auf sie zugingen, machten die Leute eine Gasse frei. Die Wächter zögerten kurz, ließen die beiden Mönche dann aber passieren. Eine schmale Wendeltreppe führte in den ersten Stock des Turms. Dort erblickte Alanus den alten Mann im Lehnstuhl. Eine Frau beugte sich über ihn und versuchte zu verstehen, was er sagte. Als sie die beiden Fremden bemerkte, schaute sie erst zu ihnen und dann zum Medikus, der neben ihr stand und nur den Kopf schüttelte. Sie brach in Tränen aus. Der Medikus wies zwei Wachen an, sie hinunter zu begleiten.

Als sie allein waren, sprach Tolosani ihn an.

„Wir sind gekommen, um den Domherrn zu sprechen.“

Der Medikus musterte ihn nachdenklich. „Es tut mir leid, Monsignore, aber Domherr Kopernikus kann Euch nicht empfangen.“

„Es ist wichtig. Wir sind seit Monaten unterwegs, um mit ihm zu sprechen.“

„Er kann nicht mehr sprechen. Es ist entsetzlich. Der Domherr ist verwirrt, die rechte Seite seines Körpers völlig gelähmt, und ganz offensichtlich hat er die Sprache verloren. Sein Freund Rheticus fand ihn am frühen Morgen. Er lag auf dem Boden, völlig hilflos.“

Alanus betrachtete den Mann im Lehnstuhl. Er war in sich zusammengesunken und schien das, was um ihn geschah, nicht zu bemerken. Auch machte er keine Anzeichen, sich bewegen zu wollen, sondern blickte nur starr zu Boden. Sein rechter Arm hing gerade herunter. Der Lehnstuhl war zum Fenster hin ausgerichtet. Sonnenlicht fiel herein. Vielleicht hatte der Domherr in der Nacht noch den Himmel beobachtet. Nun jedoch war er offenbar nicht mehr ansprechbar.

„Meint Ihr, dass er wieder zu sich kommt?“

Der Medikus schüttelte den Kopf. „Ich kenne diese Krankheit. Wenn die Schäden nicht so schwerwiegend sind, können sich einige der Einschränkungen zurückentwickeln. Selbst die Sprache lässt sich wieder lernen. Aber im Falle des Domherrn ist der Anfall so heftig gewesen, dass es ein

Wunder wäre, wenn er noch einmal ein klares Wort von sich geben könnte. Ich bin nicht einmal sicher, ob er überhaupt bewusst wahrnimmt, dass wir im Raum sind.“

Schweigend blickten sie zu Kopernikus, der noch immer keine Reaktionen zeigte.

„Wir sind gekommen, um etwas über sein astronomisches Modell zu erfahren“, sagte Tolosani. „Ist es wenigstens möglich, einen Blick in seine jüngsten Schriften zu werfen?“

„Sicherlich“, antwortete der Medikus. „Der Domherr hat einen Freund und Schüler, der sich mit all dem auskennt. Er hat auch den Auftrag, das neue Buch des Kopernikus drucken zu lassen.“

„Wo finden wir ihn?“

„Rheticus? Er ist in der Kathedrale und betet.“

Vom Turm bis zur Westfassade der Kathedrale waren es nur wenige Schritte. Alanus blickte an einer gut 60 Fuß hohen Wand empor. Über ihr zeigten die Arkadengalerien eines hohen Giebels hinauf in den Himmel. Die beiden schmalen Seitentürme verstärkten diesen aufstrebenden Eindruck noch.

Sie betraten das Gebäude durch ein großes gotisches Portal, das von Ornamenten geschmückt war. Durch die Vorhalle erreichten sie das Mittelschiff. Die Länge des Kirchenraums schätzte Alanus auf etwa 100 Schritt, die

Höhe der Decke auf 60 Fuß. Dieser räumliche Eindruck überraschte ihn so sehr, dass er für einen Moment stehenblieb. Er kannte viele große Kathedralen, aber gerade hier, am Ende der Welt, hatte er nichts Derartiges erwartet. Durch die hohen Fenster im Chor fiel Sonnenlicht herein und blendete ihn. Für kurze Zeit meinte Alanus die Säulen zu beiden Seiten der großen Halle in einer Flut von Licht emporschweben zu sehen, als würden sie das sternenförmige Deckengewölbe auf magische Weise emporheben. Es war ihm, als könnte er in diesem Augenblick die Gegenwart Gottes erspüren.

Doch dann musste er Tolosani folgen, der von diesem Anblick offenbar völlig unbeeindruckt blieb. Einige Schritte weiter war Alanus nicht mehr vom Licht geblendet, konnte wieder den Raum vor sich erkennen und bemerkte einen Mann, der am Altar niederkniete.

Sie blieben stehen und warteten, bis sein Gebet beendet war. Der Mann wandte sich um und sah überrascht auf.

„Ihr seid Rheticus?“, fragte Tolosani leise.

Der Mann nickte. „Was wollt Ihr von mir?“

„Wir sind Abgesandte der Heiligen Inquisition. Dies ist Alanus von Buchholz, und mein Name ist Giovanni Maria Tolosani, astronomischer und mathematischer Berater am Heiligen Stuhl. Wir sind gekommen, um den Domherrn Nikolaus Kopernikus zu sprechen, doch offenbar ist in der

Nacht etwas Furchtbares geschehen. Man sagte, dass Ihr uns weiterhelfen könntet.“

„Was wollt Ihr?“

„Wir haben den Auftrag, das letzte Buch Eures Freundes einzusehen.“

Rheticus blickte misstrauisch auf.

„Ihr sollt prüfen, ob es verboten gehört“, erwiderte er schroff.

„Das ist nicht unsere Absicht.“

„Lasst uns gehen.“ Rheticus deutete mit der Hand zum Ausgang. „Derartige Gespräche gehören nicht an diesen Ort.“

Er ging davon, und den beiden Mönchen blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Sie verließen die Kathedrale und betraten rechts gegenüber dem Westportal ein langgestrecktes Gebäude, von dem Tolosani Alanus gesagt hatte, es sei der Amtssitz des Domherrn. Rheticus führte die beiden eine Treppe hinauf in das Arbeitszimmer, in dem sich kunstvoll verzierte Stühle, ein großer Tisch und zwei Lesepulte befanden. Durch das Fenster sah Alanus den Hafen. Noch immer waren die Arbeiter damit beschäftigt, das Schiff zu entladen.

Rheticus bat die beiden Platz zu nehmen.

„Wie Ihr Euch vorstellen könnt, bin ich von dem, was in der Nacht geschehen ist, erschüttert. Jetzt ist kein guter Augenblick, Fragen zu stellen.“

„Es würde uns weiterhelfen“, begann Tolosani, „wenn Ihr uns das letzte Buch des Kopernikus zur Einsicht geben könntet. Wir würden es in Ruhe studieren und hier niemanden stören.“

„Das geht nicht“, erwiderte Rheticus. „Es ist nicht mehr hier. Das Manuskript befindet sich zur Zeit auf dem Weg nach Nürnberg, wo es bald gedruckt werden soll. Ihr versteht, ich kann Euch nicht helfen.“

Alanus und Tolosani sahen sich an.

„Es wird sicher eine Abschrift geben“, wandte Alanus ein. Rheticus schüttelte den Kopf.

„Wollt Ihr damit andeuten, dass Ihr es nicht kopiert habt?“

„So ist es. Der Domherr tat sich in den letzten Monaten schwer damit, kontinuierlich an dem Werk zu arbeiten. Ich bin froh, dass dieses Buch überhaupt fertig geworden ist.“

„Aber es muss doch wenigstens einige Aufzeichnungen geben, Skizzen oder einzelne Kapitel.“

Wieder schüttelte Rheticus den Kopf.

„Mit den verstreuten Blättern, die im Arbeitszimmer des Kopernikus im obersten Stock des Turms zurückgeblieben sind, werdet Ihr kaum etwas anfangen können. Es steht Euch frei, sie zu begutachten, aber ich kann Euch schon jetzt sagen, dass Ihr nur Eure Zeit verschwendet.“

Tolosani war verblüfft und enttäuscht zugleich. Er schwieg einen Augenblick.

„Es tut mir leid“, sagte Rheticus. „Euch bleibt nur die Möglichkeit, nach Nürnberg zu reisen. Eine lange, strapaziöse Fahrt, aber der einzige Weg, das Buch zu sehen. Wenn Ihr dort angekommen seid, wird es bereits gedruckt sein.“

Alanus meinte, in den letzten Worten des Rheticus eine gewisse Genugtuung gehört zu haben.

„Es geht uns nicht um ein Verbot“, sagte er. „Es geht darum, dieses neue Weltbild zu verstehen und den Heiligen Stuhl darüber in Kenntnis zu setzen. Schon vor zehn Jahren hat sich der Papst davon berichten lassen. Auch mit Blick auf die Kalenderreform, die seit Jahrzehnten nicht vorankommt.“

„Das klingt gar zu harmlos“, erwiderte Rheticus.

„Es ist aber so.“

Alanus überlegte einen Moment.

„Ihr seid über viele Jahre Freund und Mitarbeiter des Kopernikus gewesen. Ihr wisst alles über sein Buch. Und könnt uns berichten.“

Rheticus sah ihn misstrauisch an.

„Warum sollte ich Euch helfen?“

„Ihr könnt uns Eure Einschätzung der Dinge mitteilen. Da Ihr derjenige seid, der dieses Buch angeregt hat und das Weltbild des Kopernikus aus erster Hand vermittelt bekam, ist uns Eure Sicht der Dinge sehr wichtig.“

Rheticus stand auf, ging zum Fenster, schaute hinaus und dachte nach. Schließlich wandte er sich um, sah die beiden an und begann zu erzählen.

„Wenn ich Euch von Kopernikus berichte, so kann ich das nicht, ohne auch meine eigene Geschichte einzubringen. Ich bin ihm ja eigentlich erst recht spät begegnet. Vor 29 Jahren kam ich in Feldkirch zur Welt. Mein Vater war dort Stadtmedikus. Er starb sehr früh, und nur durch das Wohlwollen einiger guter Menschen konnte ich die Lateinschule besuchen und später sogar in Zürich Mathematik studieren. Mein Glück brachte mich nach Wittenberg, wo Luther und Melanchthon auf mich aufmerksam wurden. Vor sieben Jahren erwarb ich dort den Titel des Magisters der freien Künste, und schon ein Jahr darauf wurde ich auf Vorschlag Melanchthons Professor für Mathematik und Astronomie. Damals war ich in der Sternenkunde noch wenig bewandert und begab mich deshalb auf eine Studienreise nach Süddeutschland zu namhaften Mathematikern und Astronomen. Ich wusste noch nichts von Kopernikus, kannte nicht einmal seinen Namen und hätte nie geglaubt, dass der größte Astronom unserer Zeit am Ende der Welt lebt. In Nürnberg machten mich der Mathematiker Johannes Schöner und der Schwarzdrucker Petreius auf ihn aufmerksam. Petreius war wie besessen davon, die Werke des Kopernikus drucken zu

dürfen. Beide baten mich, ihn zu besuchen und zur Veröffentlichung eines neuen Buches zu bewegen. Sie gaben mir sogar drei astronomische Bücher als Geschenk für ihn mit, darunter auch eine Übersetzung des berühmten *Almagest* von Claudius Ptolemäus. Als ich 1539 in Frauenburg ankam, ahnte ich nicht, dass ich die nächsten drei Jahren zumeist an diesem Ort verbringen würde. In Wittenberg war man oft ungehalten über meine häufige Abwesenheit. Aber was ich in Frauenburg lernen konnte, hat mich zutiefst beeindruckt. Kopernikus verhielt sich mir gegenüber anfangs argwöhnisch, doch als er mein ehrliches Interesse bemerkte, führte er mich in seine Arbeiten ein und beteiligte mich in den folgenden Jahren an seinen Forschungen. Er hatte nicht mehr geglaubt, in so hohem Alter noch einen Schüler zu gewinnen. Tagelang, wochenlang betrachteten wir den Himmel, prüften und verglichen Aufzeichnungen, die der Domherr über viele Jahre hinweg von einzelnen Himmelskörpern gemacht hatte, beschäftigten uns mit Berechnungen und kamen immer wieder auf jene Theorie zurück, die Kopernikus so sehr bewunderte. In Bologna hatte er Gelegenheit gehabt, das Weltbild des Ptolemäus zu studieren. Wie viele war er begeistert von diesem einzigartigen Werk, das seit unzähligen Jahrhunderten in unnachahmlicher Weise unsere Welt erklärt. Als er wenig später zu einem Konzil des Vatikan geladen wurde, das sich mit der bis heute noch

immer überfälligen Kalenderreform beschäftigte, wurde er darauf aufmerksam, dass das Modell des Ptolemäus auch Ungenauigkeiten aufwies.“

„Kopernikus war in Rom?“, unterbrach ihn Tolosani. „Das wusste ich gar nicht.“

„Gewiss. Damals war er noch jung, hatte sich als Astronom aber schon einen Namen gemacht. Man versprach sich einiges von ihm. Denn ein Grund für die Kalenderreform war, dass sich der Ostertermin in den Jahrhunderten seit Christi Geburt um etwa neun Tage verschoben hatte. Bis heute gibt es keine Lösung für dieses Problem. Die grundsätzlichen Einsichten des Ptolemäus sind unter den Gelehrten aber völlig unstrittig: Die Erde steht fest. Sie ist der Mittelpunkt des Weltalls. Alle anderen Himmelskörper bewegen sich idealerweise auf vollkommenen Kreisbahnen, den Deferenten, um diesen Mittelpunkt. Natürlich bemerkt ein Astronom nach längerer Beobachtung, dass die Bewegungen der Himmelskörper teilweise von diesen Kreisbahnen abweichen. Ptolemäus hat sehr gut erkannt, dass einige von ihnen wiederum Kreisbahnen auf ihren eigenen Kreisbahnen ziehen. Wir nennen sie Epizykel. 80 derartige Bahnen hat Ptolemäus erkannt und berechnet.“

„Aber es gibt doch noch immer Ungenauigkeiten“, warf Alanus ein.

„Das liegt meist an Messfehlern und unpräzisen Beobachtungen. Seither ist es immerhin möglich, den Lauf der Himmelskörper in erstaunlicher Genauigkeit vorherzusagen. Ganz abgesehen davon, dass dieses geozentrische Modell durch den ehrwürdigen Aristoteles bestätigt wird. Und nicht zuletzt durch den Propheten Josua. Es ist jene göttliche Ordnung, die schon immer von der Heiligen Kirche gelehrt wurde und auch von den Lutheranern nicht bezweifelt wird. Wir Menschen befinden uns im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit Gottes. Freilich auch am tiefstgelegenen Ort des Kosmos. Darunter befindet sich nur noch die Hölle, wie Dante es beschrieben hat. Und was nun den Domherrn Kopernikus betrifft, meinen genialen Lehrer: Er hat Ptolemäus sein Leben lang verehrt und sich über all die Jahre damit beschäftigt, die Ungenauigkeiten seines Modells aufzufinden. Und ich bin stolz, ein wenig beigetragen zu haben, dass dies gelungen ist.“

Rheticus stand am Fenster und sah seine Zuhörer erwartungsvoll an. Tolosani spürte, dass irgendetwas nicht stimmen konnte.

„Rheticus“, begann er. „Wollt Ihr uns ernsthaft erzählen, Kopernikus habe sich mit nichts anderem beschäftigt als mit einer Korrektur des Ptolemäus?“

Langsam drehte sich Rheticus um und sah hinaus auf den Hafen.

„Ich verstehe nicht, was Ihr meint“, sagte er.

„Was ich meine? Ich glaube, das wisst Ihr sehr wohl.

1509 veröffentlichte Kopernikus in einem kleinen Buch, dem sogenannten *Commentariolus*, eine völlig andere Theorie, die seiner Auffassung nach den Erfahrungen der Sternbeobachtung besser gerecht werden sollte: Er verwarf die Vorstellung des Ptolemäus, die Erde stünde im Mittelpunkt der Kreisbahnen, und stellte statt dessen die Sonne in ihre Mitte. Von nun an versuchte er, Belege für sein Modell zu finden. Ich muss hier nicht alle Einzelheiten darstellen. Sie dürften Euch bekannt sein. Das kleine Büchlein fand damals in Fachkreisen eine gewisse Beachtung, wurde aber von Rom heftig kritisiert. Kopernikus verzichtete auf weitere Veröffentlichungen. Als er das Amt des Domherrn annahm und sich darin bewährte, war die Kirche beruhigt und verlor das Interesse an ihm. Doch vor zwei Jahren habt Ihr selbst, Georg Joachim Rheticus, mit Zustimmung des Kopernikus eine kurze Zusammenfassung seiner Forschung veröffentlicht, die *Narratio Prima*. Seither hat die Welt wieder Notiz von Kopernikus genommen. Und wenn sein neues Werk die ausführlichen Ergebnisse seiner Forschung der letzten 40 Jahre enthält, dann entspricht es dem, was man in Eurer *Narratio Prima* lesen konnte. Sie handelt von einem ganz anderen Weltbild: In der Mitte von allem steht die Sonne. So sagte es schon Hermes Trismegistos. Auch Nikolaus von

Kues und Regiomontanus haben diese Meinung vertreten. Und lange davor schon Aristarch von Samos. Aber Kopernikus ist der erste, der behauptet, beweisen zu können, dass dies mehr als bloße Meinung ist. Noch eine zweite Einsicht hat er dabei angeblich gewonnen: Nicht die Gestirne drehen sich um uns, sondern die Erde dreht sich um sich selbst und deshalb erscheint es uns, als drehe sich die Welt. Welche Folgen es hat, wenn ein solches Weltbild in die Köpfe der Menschen gerät, ist überhaupt nicht absehbar. Aber ganz offensichtlich gibt es Kräfte, die genau dies beabsichtigen.“

Tolosani schwieg wieder und wartete auf eine Entgegnung des Rheticus. Der blieb zunächst unberührt, schien aber auch zu merken, dass diese beiden Mönche sich nicht mit Täuschungen abspeisen ließen.

„Monsignore Tolosani“, begann er. „Ihr seid wahrlich ein belesener Mann. Und dennoch werdet Ihr eines nicht wahrhaben wollen: Im Gegensatz zu all denen, die bloß behaupteten, dass die Sonne der Mittelpunkt der Welt ist, konnte Kopernikus eben dies durch seine Beobachtungen und Berechnungen tatsächlich beweisen. Er hat darüber jahrzehntelang ernsthaft geforscht. Anders als jene, die wieder und wieder Aristoteles und den Bericht von der Schöpfung im Alten Testament zitieren. Und meinen, dass sie vom Wind davongeweht werden müssten, wenn die Erde sich dreht. Ja, es stimmt. All das sind ganz neue

Sichtweisen. Und Einsichten, an denen wir nicht vorbeikommen, wenn wir unserem Verstand trauen wollen. Darin besteht nämlich der Geist der neuen Zeit, dass man nicht mehr blindlings den vermeintlichen Autoritäten glaubt, sondern die Dinge selbst betrachtet und seinen Verstand gebraucht. Früher oder später werdet auch Ihr das einsehen müssen ...“

Mittags waren sie zum Hospiz zurückgekehrt. Tolosani hatte sich wortkarg in sein Zimmer zurückgezogen und wollte nicht gestört werden. Am frühen Abend fand Alanus ihn in der Kapelle der Heiligen Anna. Tolosani betrachtete das Wandgemälde und war so sehr darin vertieft, dass er Alanus zunächst nicht bemerkte.

„Dieses Bild. Habt Ihr es schon gesehen?“, fragte er.
Alanus nickte.

„Wenn Kopernikus sein Buch in jenem Sinne verfasst hat, wie Rheticus es sagt, dann wird wohl auch die Vorstellung vom Jüngsten Gericht bald nicht mehr gültig sein. Für die Hölle gäbe es dann keinen passenden Ort mehr.“

Tolosani blickte noch einmal zu dem Gemälde, wandte sich dann um und verließ den Raum. Alanus folgte ihm.

„Ihr meint, es würden sich dann auch Vorstellungen wandeln, die eigentlich gar nichts mit der Astronomie zu tun haben?“

„Richtig. Den ganzen Nachmittag habe ich darüber nachgedacht, welche Folgen es hätte, wenn das ptolemäische Weltbild plötzlich nicht mehr gültig wäre. Ich muss gestehen, mir fällt es schwer, wirklich alle Konsequenzen zu überblicken. Es ist ja nicht so, als wäre die Vorstellung von einer Sonne im Zentrum der kosmischen Kreisbahnen völlig neu. Es hat kirchliche Würdenträger gegeben, die mit dieser Meinung spielten. Aber das änderte nie etwas daran, dass die von der Kirche über viele Jahrhunderte vertretene Lehre unbestritten blieb. Wenn Kopernikus nun tatsächlich eine andere Meinung vertritt, muss das nicht von Bedeutung sein. Er ist nicht der Erste und wird nicht der Letzte bleiben. Aber ich kann mir zwei gefährliche Entwicklungen vorstellen.“

Sie hatten den Ausgang des Hospizes erreicht. Tolosani vergewisserte sich, dass Alanus ihm folgte.

„Lasst uns noch einmal zum Turm gehen“, sagte er und trat hinaus in die Gasse. „Vielleicht gelingt es uns ja doch, mit Kopernikus zu sprechen.“

„Welche beiden Entwicklungen meint Ihr?“

„Zum einen könnte es sein, dass Kopernikus tatsächlich, wie Rheticus es behauptet, Beweise für das heliozentrische Weltbild gefunden hat. Ich kann mir nicht vorstellen, wie das geschehen sein soll, aber gehen wir einfach davon aus. Dann würde sich das unter den Gelehrten schnell herumsprechen. Ich muss Euch nicht ausmalen, was es für